

Wer nicht mitschwimmt, der ersäuft

Jugend in Deutschland

ROLAND MISCHKE

Jugendliche in beiden deutschen Staaten: sie verweigern die Anpassung, sie verweigern aber auch den Widerstand gegen ihr jeweiliges Staatswesen. Sie kennen, hier wie dort, die Vorteile des gesellschaftlichen Systems und wissen seine Vorzüge zu nutzen, aber sie nähmen sich am liebsten aus ihren Gesellschaften heraus. Sie sind Zyniker, die Jugendlichen in Deutschland-Ost und Deutschland-West, weil sie gleichermaßen Enttäuschte sind. Sie haben einen hohl tönenden Sozialismus und eine käufliche Demokratie kennengelernt, sie sind, diesseits und jenseits, voller Abscheu gegenüber der Politik und haben ihr Vertrauen in die Politiker verloren. Geblieben ist ihnen die Flucht in die private Nischenkultur oder in die offizielle Karriere. Sie sind, trotz der in beiden deutschen Staaten vorhandenen Ökologie- und Pazifismusbewegung, apolitisch. Die Gründe für ihr ausgeprägtes politisches Desinteresse stimmen weitgehend überein: Es ist der Mangel an Vorbildern, die ihnen wenigstens zur Orientierung verhelfen könnten, ganz zu schweigen von Idealen, die es praktisch nicht mehr gibt. Es ist die Furcht, zu schnell und totalitär vereinnahmt zu werden, noch bevor der eigene Meinungs- und Bewußtseinsbildungsprozeß abgeschlossen ist. Es ist das ganz allgemeine Unbehagen und Mißtrauen gegenüber Ideologen jedweder Couleur. Diese Jugendlichen, in Ost und West unter völlig verschiedenen gesellschaftspolitischen Verhältnissen aufgewachsen, verbindet, daß sie auf sich selbst geworfen sind, wie kaum eine Generation vor ihnen. Ihnen gemeinsam ist die Hilflosigkeit, die sich hinter demonstrativer Gleichgültigkeit oder lustloser Passivität versteckt. Sie wissen nicht, wofür sie sich engagieren, wofür sie kämpfen sollten. Ihre politische, kulturelle und religiöse Orientierungslosigkeit fördert ihre gesellschaftliche Regression. Mit diesen Jugendlichen kann niemand rechnen, denn eines, leben sie in der DDR oder in der Bundesrepublik, steht bei ihnen gleichermaßen fest: sie lassen sich nicht verplanen.

I

Michael und Susanne sind im Jahr des Mauerbaus geboren, er in Charlottenburg, Berlin-West, sie in Köpenick, Berlin-Ost. Michael — der Vater ist Oberstudienrat, die Mutter Hausfrau — hat das Gymnasium besucht und danach an der Freien Universität ein Germanistik-, Politik- und Philosophie-Studium aufgenommen. Susanne — der Vater Ingenieur im Kabelwerk, die Mutter Verkäuferin in einem HO-Geschäft — hat die Erweiterte Oberschule absolviert und ist danach zum Pädagogik-Studium delegiert worden. Während Michael ohne festes Berufsziel sein Studium begann — er wußte nur, daß er nicht Lehrer werden wollte wie sein Vater —, ist Susanne — im Rahmen der staatlichen Berufslenkung — schon zeitig auf ihren späteren Beruf als Lehrerin der Unterstufe vorbereitet worden. Sie wußte, was auf sie zukommen würde, was man von ihr erwartete, und sie hat sich, wie sie formuliert, »darauf eingestellt«. Michael wartet ab, läßt alles auf sich zukommen, will sich »noch nicht festlegen«, kann es auch schwerlich aufgrund der Akademikerschwemme. Beide, trotz ihrer unterschiedlichen beruflichen Perspektive, fühlen dennoch etwas Lähmendes, wenn sie an die Zukunft denken. Susanne hat, nachdem sie zwei Praktika absolviert hat, Angst vor den Kindern, für die sie später in erster Linie eine Enzyklopädistin der reinen marxistischen Lehre, wie sie in der DDR ausgegeben wird, sein soll, weniger Pädagogin als vielmehr Ideologin, mehr noch: die Beschäftigung in der Volksbildung der DDR kommt einer Agitationstätigkeit gleich. Angst hat sie auch jetzt schon vor ihren zukünftigen Kollegen, denn Lehrer müßten alle »braves, fades Mittelmaß« sein, vor der Pionierleiterin, mit der sie kooperieren muß,

vor dem Direktor der sozialistischen Schule, dessen allererste Funktion es ist, die exakte Weitergabe der vom Volksbildungsministerium herausgegebenen ideologischen Leitlinien für den Unterricht zu überwachen. Sie weiß: »Das Wichtigste ist, daß du eingespurt bist. Das mußt du immer wieder zeigen, das wird von dir erwartet.«

Michael quält jetzt, wo er bald Mitte zwanzig ist, die Ungewißheit, was aus ihm werden soll. Er gibt sich zwar cool und hofft, »irgendwas zu finden«, weiß aber auch, daß »die Konkurrenz mörderisch ist« und »viele auf der Strecke bleiben«. Vor einiger Zeit hat er durch Zufall einen Rundfunkredakteur kennengelernt, hat sich mehrmals mit ihm unterhalten und könnte sich nun eine Tätigkeit beim Rundfunk gut vorstellen, »Features produzieren oder sowas«. Auf keinen Fall will er das angeeignete Wissen verkümmern lassen, er denkt auch an die Promotion. »Bringt zwar nichts, aber ich rette mich noch ein Stück über die Zeit.« Trotzdem fühlt er sich unbehaglich, »weil es keine Sicherheit gibt, weil man sich abstrampeln kann wie man will und nie wirklich weiß, was da am Ende herauskommt, ob sich alles gelohnt hat«.

Beide, Susanne und Michael, erwägen einen Karriereverzicht. Zunächst allerdings nur theoretisch. »Du kriegst die Wurst immer höher gehängt«, lamentiert Michael, »und sollst danach schnappen. Ich hasse diese hündische Mentalität, die viele meiner Kommilitonen zeigen.« Susanne ist jetzt schon genervt, wenn sie daran denkt, daß sie bald »in der Mühle drinstecken« wird. Wovor ihr am meisten graut, das ist die konservative Mittelstandskultur, in die sie dann, als junge Frau, nicht nur eingepreßt wird, sondern die sie auch repräsentieren soll: »Du bist in erster Linie Lehrerin, Vertreterin des Systems, der Schule, des Staates, dann erst Privatperson. Das bedeutet konkret: Wenn meine Westverwandten kommen, muß ich mich schleunigst verdrücken. Zu meinem Kousin, der Pfarrer ist, darf ich keinen offiziellen Kontakt halten, denn der könnte mich ja infizieren mit seiner Religion. Als sozialistische Lehrerin kann ich mit der Kirche nichts am Hut haben, Atheismus ist für unsereins Ehrensache.«

Beide scheuen die festgelegten Bahnen, auf die sie unweigerlich gerieten, wenn sie in den Staats- beziehungsweise in den öffentlichen Dienst gingen.

»Man spult dann sein Leben ab«, sagt Michael, »und muß immerfort darauf aufpassen, nichts falsch zu machen. Man lebt dann nicht mehr wirklich für sich, man wird gelebt. Denn wer nicht pariert, wird ausgebootet, und wer erstmal ausgebootet ist, der kommt nie mehr irgendwo rein. Also heißt es schön vorsichtig sein, nur nicht aufmucken. Für jeden Aufmüpfigen steht schon ein anderer bereit.«

»Bist du erstmal im Schulstreß drin«, jammert Susanne, »kommst du da nie wieder raus. Wen die Volksbildung bei uns in den Klauen hat, den läßt sie nicht wieder los. Du kannst nicht einfach kündigen, wenn du was Angenehmeres gefunden hast. Die lassen dich einfach nicht gehen. Sie erinnern dich an deine patriotische Pflicht, und daß der Staat dir schließlich das Studium bezahlt hat. Die machen dich einfach weich, so lange, bis du nachgibst. Wenn du bei uns erstmal Lehrer bist, dann bleibst du's bis zur Rente, es sei denn, du landest vorher in der Klapsmühle.«

II

Michael, der sich in Kreuzberg eine eigene Wohnung genommen hat, »um mal rauszukommen«, nämlich aus dem Elternhaus mit seinen als beengend empfundenen Normen, tummelt sich im bunt-alternativen Ghetto des exotischsten aller Berliner Stadtbezirke, läuft auch mal in lumpiger Proletenmontur herum und übt sich als Puppenspieler. Meist wird er zu Veranstaltungen der Alternativszene eingeladen, oder er geht einfach selber hin und stellt seine selbstgebastelte Bühne auf. Das Spielen mit Marionetten vor Kindern würde er gern professionell betreiben, eine Partnerin hat er auch schon. »Dafür könnte man

glatt das Studium an den Nagel hängen«, sinniert er, außerdem habe er schon eine ziemliche Perfektion erreicht, bekomme jedesmal einen Riesenbeifall. Aber er ist auch nüchtern genug, um zu resümieren: »In Berlin gibt es massenhaft Puppenspieler, die reinste Landplage. Der Markt ist aufgeteilt, und die paar Ecken, die da bleiben, sind zu klein. Davon kann man nicht leben.« Michael wird sein Studium nicht abbrechen, er ist zu klug, um einer Stimmung aufzusitzen. Außerdem: »Meine alten Herrschaften wär'n echt sauer!«

Auch Susanne ist gegenwärtig von Stimmungen umgetrieben, aber der Verstand überwiegt. Sie kleidet sich gern modisch, gibt »eine Menge Geld für Klamotten« aus, toupiert die schwarzen Haare in schwindelerregende Höhe und erscheint dann manchmal so, »mehr oder weniger unsicher«, als Kettenlady in der Mensa der Humboldt-Universität, wenn da eine Rock- oder Bluesband spielt. So, dunkel gewandet und mit allerlei Punk-Accessoires, widerspricht sie dem Bild einer »sozialistischen Lehrerpersönlichkeit«. Sie hat eine schon als traumatisch zu charakterisierende Angst vor dem, was im Schuldienst unweigerlich über sie kommen wird. Sie muß dann das kleinbürgerliche Monopol, von den Parteikardinälen als die einzig richtige sozialistische Lebensweise abgesegnet, lehren und verteidigen, wenn nötig vehement und auch gegen den Willen junger, von alternativen Gedanken beseelter Eltern, die ihre Kinder ihr anvertrauen müssen.

»Du kannst machen, was du willst: irgendjemanden enttäuschst du immer. Die Schüler kommen doch aus ganz unterschiedlichen Verhältnissen, und bei jedem von ihnen müßte man die Vorgeschichte kennen und sich darauf einstellen. Es gibt doch auch bei uns schon viele junge Ehepaare, die in Wohngemeinschaften leben wollen, Auto und Atomkraft ablehnen und ihre Kinder in erster Linie zu friedlichen Wesen erziehen wollen. Und diese Erziehung steht im diametralen Gegensatz zu der in der Schule, wo schon die ABC-Schützen Besuch von der Volksarmee bekommen. Du kannst dem einzelnen Schüler, der zu Hause das mitkriegt und in der Schule jenes, kaum helfen, du kannst ihn nur ducken. Mit den Widersprüchen muß er selbst fertig werden. Die Individualität des Schülers zählt nicht, die Erziehung ist auf reibungslose Anpassung gerichtet. Als Lehrer bist du 'n Funktionär des Staates, und als Funktionär hast du darauf zu achten und dafür zu sorgen, daß die Schüler funktionieren. Was sie empfinden, geht dich nichts an, und was du fühlst, das behältst du sowieso lieber für dich. Bei den Prüfungen bei uns hieß es immer: Nur Fakten, bitte! Das heißt, eigene Gedanken sind nicht gefragt, Eigeninitiative ist nicht erwünscht. Du sollst machen, was sie dir eingepaukt haben und dumme Überlegungen gefälligst sein lassen. Das ist es eben, und damit basta!«

III

Vor kurzem hat Susanne nun zum ersten Mal erlebt, daß man sich im Hammer-und-Zirkel-Staat auch ungezwungen bewegen und freier mit Kindern umgehen kann. Ihr Kousin, der Pfarrer, ein asketischer religiöser Ideologe, wie es sie in der DDR in erstaunlicher Fülle gibt, lud sie zum Friedensfest seiner Gemeinde ein. Es war nicht das erste Mal, daß er, der politisierte Evangeliumsverkünder, ihr mit einer Einladung kam; jedesmal hatte sie abgewinkt. Diesmal ging Susanne, nach langem Zögern und »nicht ohne Angst« hin, hockte in der Kirche mit rund 200 anderen Jugendlichen auf dem Teppich unter der an die Wand geklebten Friedensrunne der Pazifisten und dem eingekreisten Anarcho-A — an jedem anderen Platz in der Republik staatsfeindliche Symbole —, zwischen grellbunt frisierten und kettenbehängten Punks und Latzhosenträgern mit sanften Gesichtern und Rauschbärten, Plakaten und Öko- und Peace-Parolen. Eine Oase der Andersartigen mitten in der Hauptstadt des verbürgerlichten Proletariats. Nach dem Begrüßungsteil fand für die Kinder Kasperletheater statt, die Kleinen durften auch — Susanne war erschrocken — mit Fingerfarben sich selbst, andere und eine Wand bemalen. Im Hof gab es einen Flohmarkt, jeder konnte kaufen und verkaufen, was er aus Kisten und Kästen mitgebracht hatte; der Erlös ging auf ein kirchliches Hilfskonto. Im Gemeindehaus stand ein Büchertisch und an den Wänden wurde eine umweltkritische Foto- und

Zeichnungen-Ausstellung präsentiert. Susanne empfand: »Subversion lag in der Luft.« Andererseits war das »doch alles ganz normal«.

Dieser Normalität war Susanne längst entwöhnt, deshalb traf sie sie unerwartet und löste bei ihr einen kleinen Schock aus. »Daß es sowas gibt, bei uns!« Seitdem sie die Freiheit, die doch eine relative, eng begrenzte ist, eine Freiheit auf der Insel, erlebt hat, träumt sie davon, in der kirchlichen Sozialarbeit tätig sein zu können. Dort könne man »viel mehr machen als bei der Volksbildung, wo alles festgelegt ist«, der Raum für Experimente sei größer, der Mensch, »so wie es sein soll«, stünde im Mittelpunkt. Doch Susanne weiß, daß der Weg für solche wie sie in den kirchlichen Dienst versperrt ist. »Wenn ich das an der Uni erzählte, würden die sich dort an den Kopf greifen und sagen: Mädchen, bei dir tickt's wohl nicht mehr ganz richtig?« Trotzdem: Von dem Eifer der in der Kirche versammelten Jugendlichen, von ihrer Spontaneität und Offenheit ist sie nach wie vor angetan.

Bei vielen Söhnen und Töchtern des Arbeiter- und Bauernstaates, die unter seinen Bedingungen aufgewachsen und im Innersten dennoch renitent gegen ihn sind, ist diese ausgeprägte Neigung zur Religiosität und zur Theologie, noch mehr zur Kunst und Philosophie zu registrieren. Die Jugendlichen besinnen sich auf ihre kulturelle und religiöse Kreativität, die Gier nach dem Abenteuer, die Lust auf Intensität ist stärker als die Regentschaft der kleinbürgerlichen, reichlich biederemännischen Lebensart, wie sie bisher in der DDR unangreifbar erschien. Diese Jugendlichen, die sich in den Kirchen, aber auch in Privatwohnungen und auf den Grundstücken ihrer Eltern treffen, um miteinander zu diskutieren und sich einfach auszutauschen, bilden keine einheitliche staatsfeindliche Dissidentenmasse, und von einer organisierten Opposition kann keine Rede sein. Es sind Notgemeinschaften von Einzelgängern, denen man permanent die von ihnen eingeklagten Spiel- und Freiräume für ihre Experimente und für alternative Lebensweisen verweigert hat. Diese Erfahrung eines allmächtigen, alles und alle reglementierenwollenden Staates führt sie zusammen.

»Die Alten«, sagt Susanne, »haben nichts als Konsum und Beton im Kopf, das ist ihre Welt. Wenn sie endlich ihre Blümchentapeten an den Wänden haben und im Wohnzimmer die Schrankwand mit Kunststoffurnier steht, daneben die Couchgarnitur aus Kunstleder und der Farbfernseher, dann glauben sie, glücklich sein zu müssen. Es ist nichts als ein einziger Krampf.«

Der massive Protest der jungen Generation gegen die dröge Lebensweise der Älteren setzte in den siebziger Jahren ein und hält bis heute nicht nur unvermindert an, sondern ist noch intensiver, vor allem zynischer geworden, selbst in der Öffentlichkeit. So wird in den Texten einiger Rockbands, zum Beispiel der »Puhdys« (immerhin Nationalpreisträger 3. Klasse und vom Staatsratsvorsitzenden höchstpersönlich dekoriert) das Unbehagen am genormten Dasein deutlich, mitunter drastisch artikuliert:

»die städte veröden / die leute verblöden / durch die arbeit zerhackt / in familien versackt / im konsum ertrunken / ins fernsehen versunken / ohne rast ohne ruh' / geht's dem untergang zu / alles scheiße, ob in nord, süd, ost oder west / überall terror und geistige pest.«

Susanne hat längst die Sprelacart-Möbel aus ihrem Zimmer hinausgeworfen. Jetzt stehen darin Omamöbel und Gerettetes aus Sperrmüll und Sperrholz, neu angestrichen, mit individueller Note, die sich abheben soll von der staatlich verordneten Gleichmacherei, die hineinreicht bis in den Privatbereich. Die jungen Leute in der DDR tun eine Menge für ihre private Nische, die gemütlich ausgepolstert wird und in die man sich zurückziehen kann. Lesen, Musik hören, Wein trinken und Gespräche führen ist wichtiger als fernsehen, Sport treiben oder sich »engagieren«, wie es bereits im FDJ-Standardwortschatz heißt. Nirgendwo in Deutschland gibt es so viele lesende und belesene junge Leute, unter ihnen viele Arbeiter. Aus Mangel an alternativen Möglichkeiten wird überwiegend intellektuell kompensiert. Innerlichkeit wird zur einzigen lebensverschönernden Haltung gegen die Tristesse der Außenwelt und die

öde Alltagsnormalität. Die Texte von Hesse, Salinger, Nietzsche und anderen — nicht alle finden sich in den Lizenzausgaben des volkseigenen Buchhandels — werden wie Kulttexte gehandhabt, oft ganz existentiell genommen und mit der eigenen Ohnmacht und Anonymität verglichen. So ist in der DDR neben der offiziellen Kulturpolitik in den letzten Jahren unter den Jugendlichen eine Subkultur entstanden, die agil ist und nach langen Jahren geistiger Depression durchaus einen Aufbruch darstellt. Die restaurative Stimmung wird durchbrochen, ein Durchbrechen der Apathie ist das allerdings noch nicht.

IV

Was Susanne und ihre Altersgenossen zur Zeit in der DDR erfahren, ist Michael und seiner Generation im Westen nicht fremd. Auch ihnen ist Individualismus, moralische Integrität und persönliches Aufgeschlossensein entschieden wichtiger als politische Effizienz. Es zählt, wie tolerant — im Umgang mit Schwulen, Minderheiten, der Natur — und hingebungsvoll — als Gesprächs- und Liebespartner, als Freund oder Freundin — einer ist, nicht ob er eine politische Ansicht vertritt und agitationsfreudig ist. Die ›Ausstrahlung‹, die Persönlichkeit ist gefragt, nicht die ideologische Mitläuferschaft. Auch die Jugendlichen in der Bundesrepublik haben sich längst ihre Nischen geschaffen, in die sie sich zurückziehen können. Sie wollen nicht verbiestert erscheinen, wie ihre Vorfahren, die 68er Generation, die in der hektischen Atmosphäre eines immerwährenden Ausnahmezustands lebte, gezwungen zu konsequenter, unreflektierter, pauschaler Parteilichkeit gegen den übermächtigen, letztlich unangreifbaren Feind namens ›Monopolkapitalismus‹. »Ich lass' mich nicht verheizen«, sagt Michael, und drückt damit aus, was viele seines Alters ähnlich empfinden. Mit Idolen wie Rudi Dutschke oder Che Guevara und deren hehren Zielen können sie kaum noch etwas anfangen, die Pose des Berufsrevolutionärs, die so viele ihrer Vorfahren, ob männlich oder weiblich, zur Schau stellten, ist ihnen gänzlich fremd. Sie kämpfen nicht für ferne Ziele, sie bestehen den Alltagskampf. Sie haben genug damit zu tun, die automatisierten und anonymisierten Vollzüge der gegenwärtigen Zivilisation zu bewältigen und dabei, wie Michael sagt, »ich selbst zu bleiben«. Er und seine Generation spiegeln in den Ausdrucksmöglichkeiten der Alternativszene ein neues gesellschaftliches Bewußtsein als Bewußtsein einer Jugend, die nicht mehr Objekt der ererbten Zivilisation sein will und kann. Sie lassen sich nicht mehr einfangen von Deformation, Resignation, Fatalismus und Nihilismus, sie widerstehen Kompromissen und lassen sich nicht infantilisieren von utopischen Vorstellungen. Sie sind über konfrontative Positionen hinausgegangen und zu einem neuen, wenn auch noch nur diffus vorhandenen Selbstbewußtsein gelangt, das sich nicht bestimmen und begrenzen läßt von dem gesellschaftlichen System, in dem sie leben. Wichtigste Kennzeichen dieses neuen Selbstbewußtseins sind die Konsequenz des Austritts aus dem autoritären System, zunächst und fast ausschließlich im privaten Bereich, und die Selbst-Entlassung aus der Vormundschaft eines übergeordneten Sinns. Dies beweist, wenn auch noch ungenügend, soziale Reife. Michael und seine Altersgenossen haben die alten Werte — Schönheit, Intelligenz, Warmherzigkeit, Kameradschaft, Zärtlichkeit — wiederentdeckt, ihre emotionalen Erfahrungen sind ihnen bedeutungsvoller als das Markieren politischer Standorte. »Ich will ein richtiger Mensch sein«, sagt Michael.

Dieser Jugendkultur in den beiden deutschen Staaten, die Traditionen grundsätzlich in Frage stellt, mutig neue Verhaltensweisen definiert und neue Lebensformen beispielhaft ausprobiert, gelingt es partiell, die in beiden Gesellschaften übliche Schablonisierung der Geschlechter nach sich gegenseitig ausschließenden Kriterien aufzubrechen. Michael will weder breite Schultern noch einen Goliath-Biceps haben, erst recht nicht will er auf das Rollenbild festgelegt sein, das ihm, als Mann, vorschreibt, er müsse stark und entschlossen, unabhängig und ag-



Eine neue Gewürzmischung wird ausprobiert: eine deutsche Angehörige des Entwicklungshelferprogramms der Vereinten Nationen (UNV) und eine Sri-lankerin bei der Arbeit. Ausgehend von Negombo an der Westküste der Indik-Insel, bemüht sich eine ›Volksorganisation für Entwicklung, Import und Export‹ (PODIE), die Vermarktung örtlicher Produkte (insbesondere von Gewürzen) mit Entwicklungszielen zu verknüpfen; Handelspartner in Übersee sind Dritte-Welt-Läden. Der alternative Charakter des PODIE-Projekts entspricht zugleich dem innovativen Ansatz des UNV. Aus dem üblichen Rahmen des internationalen Entwicklungshilfebetriebs fällt beim UNV auch die Tatsache, daß ganz überwiegend Freiwillige aus der Dritten Welt selbst zum Einsatz kommen, daß also konkrete Süd-Süd-Kooperation geleistet wird. — Vgl. auch den Beitrag von Hikmat Nabulsi S.113ff. dieser Ausgabe.

gressiv sein. Susanne ist alles andere als ein anlehnsbedürftiges, ›süßes‹ und zurückhaltendes Geschöpf. Eine Annäherung der Geschlechter hat stattgefunden, es gilt nicht mehr als Zeichen besonderer psychischer Konstitution, wenn ein Mann ›männlich‹ und eine Frau ›weiblich‹ im herkömmlichen Sinne ist. Das traditionelle Rollenschema ist angeknackst, die Befreiung von den starren Geschlechtsrollen hat angefangen, und sie schreitet voran. Die jungen Menschen sind androgyner geworden, sie haben sich daran gemacht, bei der Bewältigung ihrer Existenz ihre Handlungs- und Ausdrucksmöglichkeiten zu erweitern.

V

Ist diese Entwicklung auch in beiden deutschen Gesellschaften anzutreffen, so ist sie doch in der der Bundesrepublik viel deutlicher und eindrucksvoller, weil sie sich freizügiger und ungestörter entfalten kann. Niemand hier käme auf den Gedanken, einen jungen Menschen wie Michael, der sich alternativen (also in der großen Mehrheit der Bevölkerung nicht gängigen) Vorstellungen verschrieben hat, zu belangen. Bei Susanne in Ost-Berlin ist das schon anders. In der DDR-Gesellschaft ist wenig Toleranz vorhanden, der Demokratisierungsprozeß stagniert, es herrscht nach wie vor der Geist der rigorosen Ausgrenzung alles Andersartigen. Wer aus dem kleinbürgerlichen sozialen Rahmen herausfällt, wird wieder hineingepreßt. Es gibt, von der Schule über die Lehrerausbildung bis zum Studium oder am Arbeitsplatz im Betrieb, genügend Hüter der vorgegebenen Ordnung, die jedes Abweichen von der Norm sofort nach oben melden und damit den Kreislauf reglementierender Gewalt in Gang setzen. Die Beurteilung des jungen Menschen richtet sich nur an seinen gesellschaftspolitischen Aktivitäten, seinen Leistungen und Taten, deren Rahmen vorgegeben ist, aus. Die Entwicklung des einzelnen hat sich im Erziehungs-, Bildungs- und Ausbildungsprozeß in vorgegebenen Bahnen zu vollziehen. Diese in der DDR weiterhin bestehenden Zwänge engen die Jugendkultur ein und lassen einer Entfaltung keinen Raum. In den letzten Jahren gab es sowohl in der Bundesrepublik als auch in der DDR psychologische, soziologische und pädagogische Untersuchungen von erheblichem Umfang, um die Einstellungs- und Verhaltensweisen der Jugendlichen präziser zu er-

forschen. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen, die natürlich getrennt verliefen, sind bemerkenswert übereinstimmend. Aus ihnen geht hervor, daß in der DDR fast alles, was in der westlichen Jugendkultur eine Rolle spielt, nachvollzogen wird, wenn auch immer mit einer gewissen »Verspätungstendenz«, wie Professor Dr. Adolf Kossakowski, der Direktor des Instituts für Pädagogische Psychologie der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften der DDR, urteilte. Generell ist festzustellen, daß die heutigen Jugendlichen in beiden deutschen Staaten sehr viel kritischer und selbstbewußter sind, als es vor zehn oder zwanzig Jahren die Gleichaltrigen waren. Die jungen Menschen stellen höhere Forderungen an sich selbst und an die Gesellschaft, wenn auch unterschiedlich akzentuiert, beanspruchen mehr Freiraum und haben wachsende Bedürfnisse. Gängelei und Bevormundung lehnen sie ab, auf Selbstständigkeit legen sie größeren Wert als ihre Vorgenerationen. Dies gilt auch und gerade für die Beantwortung der Frage nach der eigenen Position in der Gesellschaft. Selbst Kossakowski muß für die DDR-Verhältnisse sagen, daß die Jugendlichen nicht bereit sind, sich »alles vorschreiben zu lassen«. Der autoritär-patriarchalische Erziehungsstil, der lange vorherrschend war, wird nicht mehr akzeptiert. Wo man den Jugendlichen dennoch damit kommt, provoziert man automatisch Auseinandersetzungen und Konflikte.

Analog zur alternativen Jugendszene im Westen entstanden auch in der DDR sogenannte informelle Freizeitgruppen, in denen sich die jungen Leute zwanglos zusammenfinden und, frei von ideologischem Druck und politisch-rhetorischen Erwartungen, miteinander diskutieren. Diese lose entstandenen Gruppierungen, die meist ohne Führung auskommen und nur vorübergehend existieren, so lange, bis ein bestimmtes Bedürfnis nach Austausch und Kommunikation einigermaßen befriedigt ist, stoßen zunehmend auf Mißtrauen bei den Funktionären

und FDJ-Kadern. Die Sorge der Ideologehüter ist, daß in diesen Gruppen die »Schüler mit negativen Einstellungen zu den Erziehern, zum Lernen, Arbeiten und zur gesellschaftlich-politischen Tätigkeit die Gruppennormen« bestimmen könnten. So wird also in den internen DDR-Untersuchungen eingeräumt, daß die Entwicklung der DDR-Jugend »nicht problemlos« verlaufe, wie Kossakowski mit der gebotenen Zurückhaltung formuliert. Geklagt wird über bestimmte, nicht den sozialistischen Normen entsprechende Verhaltensweisen. Kossakowski warnt sogar vor den üblichen Bilderbuch-Darstellungen der Entwicklung der Gesellschaft und des Handelns der Werktätigen, »die im Widerspruch zu den Alltagserfahrungen der Jugendlichen stehen«. Das heißt im Klartext: Das verkrampfte Beschönigen muß aufhören, der gewöhnliche Arbeiter soll nicht mehr als idealisierter Proletarier herhalten müssen, Klarheit und Nüchternheit sollen einkehren, hauptsächlich in die offizielle Verlautbarungssprache der Parteiorgane und im Funktionärsjargon. Ansonsten, so Kossakowski warnend, könne bei den Jugendlichen Zweifel, ja sogar Opposition hervorgerufen werden.

Susanne und Michael, die unter grundverschiedenen gesellschaftlichen Voraussetzungen aufgewachsen sind, haben doch vieles gemeinsam, obgleich sie einander nicht kennen. Sie leisten sich ihre individualistischen Extratouren, wissen sich jedoch auch einzufügen in das gesellschaftlich vorgegebene. Ideologische Pflichtübungen beziehungsweise Gesellschaftstänze sind in beiden Gesellschaften der Tribut für eine berufliche Karriere. Das Karriereangebot als Instrument der Integration in die Gesellschaft — die Jugendlichen lassen sich größtenteils darauf ein, aber überzeugt von der Richtigkeit ihres Tuns sind sie nicht. Susanne sagt es auf ihre Weise: »Wer nicht mit schwimmt, der ersäuft.«

Fremde Heimat, heimatliche Fremde

Ausländische Jugendliche in der Bundesrepublik Deutschland im Spiegel der literarischen Dokumentation von Betroffenen

ALEV TEKINAY

»Sie hatten sich wie die meisten deutschen Gleichaltrigen angezogen. Sie trugen schwarze Lederjacken und Stiefel. Einige hatten modische Halstücher umgebunden. Dennoch fielen sie auf. . . . Trotz aller mühsamen Anpassung wirkten sie irgendwie fremd.«¹

Nicht ganz fremd wie ihre Eltern, aber doch »irgendwie fremd«, obwohl sie, die ausländischen Jugendlichen in der Bundesrepublik Deutschland, hier geboren oder als Kleinkinder in dieses Land geholt wurden und hier aufgewachsen sind.

Sowohl das deutsche Interesse an den sogenannten Gastarbeitern als auch die Migrationsmotive ausländischer Arbeiter waren und sind rein wirtschaftlich geprägt. Nachdem die Arbeitnehmer aus der Fremde genug Geld gespart und Konsumgüter angeschafft hatten, wollten sie in ihre Heimat zurückkehren. Zunächst waren es nur die Männer, die mit der Hoffnung in die Bundesrepublik einreisten, in kurzer Zeit viel Geld zu verdienen und zu Hause dann eine gesicherte Existenz aufzubauen. Als aber diese Erwartungen nicht rasch in Erfüllung gingen, wurden Ehefrauen und Kinder nachgeholt. Da für deutsche Behörden und Behörden der Herkunftsländer die Migration eine bloß ökonomische Angelegenheit war, lag der Gedanke, daß die Migration psychische Schäden und pädagogische Probleme für Kinder und Jugendliche mit sich bringen könnte, zunächst fern.

Die erste Anwerbevereinbarung schloß die Bundesanstalt für Arbeit 1955 mit Italien ab. Es folgten 1960 Spanien und Griechenland, 1961 die Türkei, 1963 Marokko, 1964 Portugal, 1965

Tunesien und 1968 Jugoslawien. In sechs Ländern wurden deutsche Kommissionen tätig, die unter den Bewerbern eine Auswahl trafen. Die ausländischen Arbeiter hatten keine Wahl und keine Informationen darüber, was sie erwartete. Nicht anders erging es ihren Frauen und Kindern, als sie den Familienvätern nachreisten.

Bis vor kurzem noch stieg die Zahl der ausländischen Jugendlichen in der Bundesrepublik Deutschland; mittlerweile ist sie rückläufig. Als besonders schwierig erweist sich die Eingliederung der türkischen Kinder und Jugendlichen (die längst den größten Anteil der ausländischen Schüler bilden), da sich deren Kultur und Sprache besonders stark von der deutschen Sprache und Kultur unterscheiden.

Türkische Jugendliche klagen über eine Hierarchie unter den Ausländern in Deutschland. Sie fühlen sich in jeder Hinsicht benachteiligt, während Gleichaltrige aus EG-Ländern, die doch auch Ausländer sind, von den Deutschen besser akzeptiert werden². Andererseits lassen viele Einzelfallstudien erkennen, wie ausweglos sich die Situation selbst kulturell benachbarter Volksgruppen darstellt. Obwohl die Herkunft, ob EG-Land oder nicht, beim Assimilationsprozeß sicherlich eine Rolle spielt, haben ausländische Jugendliche in der Bundesrepublik viele Probleme gemeinsam, unter denen die Identitätskrise sich am stärksten herauskristallisiert.

Kann es ihnen bei den vielschichtigen kulturellen Brüchen in ihrer jungen Lebensgeschichte gelingen, eine einheitliche und